

die entweder nur den Einfall (Pfitzner) oder nur die Verarbeitung (Bahle) als bestimmend für das kompositorische Schaffen gelten lassen will, wird hier ad absurdum geführt: denn bei Bruckner war beides am Werk. Wieweit freilich die Baugesetze, bewußt oder unbewußt, den Einfall bedingen oder, umgekehrt, voraussetzen, kann nur der schöpferische Mensch selbst aussagen — vermutlich nicht einmal er. Tatsache ist, daß Bruckner nicht nur mit Einfällen von seltener Größe gesegnet war, sondern daß er sie auch, entgegen dem manchmal erhobenen Vorwurf der „Formlosigkeit“, in strenge Formen zu bannen wußte. Der Verf. legt, oft in seitenlangen Tabellen, ein System von Formgesetzen bis in seine letzten Verästelungen bloß, aber nie kalt-analytisch-sezierend, sondern immer so, daß die Ehrfurcht vor dem Werk spürbar bleibt und sich auch auf den Leser überträgt. — Die Frage nach dem Stimmungsgehalt kann bei Bruckners Symphonien nicht übergangen werden. Ob sie aber durch den Verf. einer Lösung auch nur nähergeführt wurde? Er hat eine ganze Theologie in die Symphonien hineininterpretiert — als geistige Grundhaltung bei Bruckner sicher naheliegend, aber in dieser Art und mit diesen Einzelheiten doch allzu kühn und willkürlich. Wenn da die IV. als „Schöpfungssymphonie“, die V. „Vom Sündenfall zurück zu Gott“, die VI. „Die Welt der Engel“, die VIII. als „Der Antichrist“ nicht nur bezeichnet, sondern bis ins einzelste durchinterpretiert werden, so ist das ein zwar geistvolles, aber durchaus subjektives Unterfangen. Die Deutung der IX. als „Verborgener Gott“ mag noch am erträglichsten anmuten; um so befremdender wirkt die Auslegung der VII. als „Erdenwandel Jesu Christi“, chronologisch, bis in Einzelheiten der Kindheit und des öffentlichen Lebens. Dem Scherzo (I) und Finale werden dann, nicht ohne sanften Zwang, die Leidensgeheimnisse unterlegt, um nicht zu sagen: unterschoben. Jede einzelne dieser Interpretationen wird als „Musikalische Vision des Verfassers“ bezeichnet und ist insofern, als persönliches Bekenntnis, durchaus berechtigt. Nur wird das einem andern Hörer, der nicht in gleicher Art veranlagt ist, den Zugang zum Verständnis eher erschweren als erleichtern, weil es die Phantasie in eine bestimmte Bahn zwingt. Das aber läßt absolute Musik nun einmal nicht zu.

Die Aussagen über den Stimmungsgehalt dürften also nicht so uneingeschränkt den Beifall und Dank aller Brucknerfreunde finden wie die Untersuchungen über den Formenbau. Denn sie sind im Grund nicht mehr als ein Versuch, das Unsagbare mit Worten sagen zu wollen. Dieser Versuch aber wird im letzten immer zum Scheitern verurteilt sein.

G. Straßenberger SJ

Kirchenmusikalisches Jahrbuch.

Hrsg. vom Allgemeinen Cäcilienverband für die Länder deutscher Sprache in Verbindung mit der Görresgesellschaft: *Karl Gustav Fellerer*. 41 (1957). (160 S.) Köln 1958, Luth-Druck. Br. DM 18,30.

Aus dem reichen Inhalt fesseln besonders der kürzeste Beitrag, „Die irisch-schottische Mission in Salzburg ... und die Anfänge der Choralpflege in den Alpenländern“, wegen der aktuellen Frage einer missionarisch gedachten Verwendung der Nationalsprache, zumindest in der Vormesse, und der längste: „Studien zum Wort-Ton-Verhältnis in den Credosätzen der Niederländer zwischen Josquin und Lasso“, der eine unaufdringliche, aber nicht zu übersehende Ausdruckskraft der Form (Abschnitt-Einteilung), Figuren und Zahlensymbolik an zahlreichen Beispielen (die leider im Druck teilweise an die falsche Stelle geraten sind) nachweist. In „Psalmengliederung und formale Probleme des gregorianischen Choral“ wird die wechselseitige Wirkung der zahlenkompositorischen Gegebenheiten in beiden Gestaltungsformen aufgezeigt. Eine spezielle Frage der Choralphilologie (Neumenübertragung) behandelt „Flexa und Torculus in Cod. Laon 239“. Biographische Neuerkenntnisse bieten „Neue Beiträge zur Lebensgeschichte des Erasmus Lapidica“ und „Dr. Karl Proske als Lassoforscher“; der Beitrag „Zur Musikpflege in der Wallfahrtskirche von Mariazell/Steiermark“ gibt einen Längsschnitt durch das kirchenmusikalische Leben einer einzelnen Kultstätte, in dem sich eine vielseitige und intensive Musikpflege in vorjosephinischer Zeit widerspiegelt. In das 19. und 20. Jahrhundert führen die Artikel „Zur Choralbewegung im 19. Jahrhundert“ und „Zur Geschichte des Cäcilienverbandes in Sachsen“. Drei Studien sind der Orgel gewidmet: „Zur Geschichte der Orgel in der Liebfrauenkirche zu Oberwesel“, „P. Mauritius Johann Vogt OCist, ein Orgelbautheoretiker der Barockzeit“, und „Zur Geschichte des Orgelbaus in Paderborn, Büren, Höxter“. Der Geschichte des Kirchenliedes dient: „Eine unbekannte Textquelle zum Weihnachtslied ‚Es ist ein Ros‘ entsprungen“.

G. Straßenberger SJ

Mersmann, Hans: Die Kirchenmusik im zwanzigsten Jahrhundert. (31 Seiten) Nürnberg 1959, Glock und Lutz. DM 4,80.

Das Werk ist eine Zusammenfassung des Vortrages bei der Eröffnung der siebten Internationalen Orgelwoche 1958 in Nürnberg und auch ein Auszug aus dem Buch „Deutsche Musik des 20. Jahrhunderts im Spiegel des Weltgeschehens“. Der innerste Kreis jeglicher Kirchenmusik, gregorianischer Choral und Kirchenlied, wird durch